

The background of the cover is a detailed illustration of a fantastical library. It features multiple levels of wooden bookshelves, some of which are floating in the air. A central archway leads to a bright, glowing horizon. A silhouette of a person in a dark dress stands in this archway, looking out. The overall color palette is dominated by warm, golden-brown and orange tones against a dark blue sky.

VANESSA
GÖCKING

MS
ATKINS
UND DIE
BIBLIOTHEK
DER
TRÄUME

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

vani

Unverkäufliche Leseprobe

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 VANI Verlag GmbH

VANI Verlag GmbH, Teichgasse 5, 99880 Waltershausen

E-Mail: kontakt@vani-verlag.de

Website: www.vani-verlag.de

Instagram: [@vani.verlag](https://www.instagram.com/vani.verlag)

Alle Rechte, einschließlich des Rechts des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks in jeglicher Form sowie des Rechts der Vervielfältigung, Verbreitung und Übersetzung, sind vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Anke Schild

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Laura Newman

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-69169-002-6

VANESSA
GÖCKING

MS
ATKINS
UND DIE
BIBLIOTHEK
DER
TRÄUME

*Dieses Buch ist für alle,
die vergessen haben,
wie zauberhaft die Welt ist.*

*Und für alle,
die sich daran erinnern.*

KAPITEL I



AMANDA ELEONORE ATKINS liebte den Regen. Sie liebte das Prasseln auf ihrem Schirm, durch dessen durchsichtige Bespannung sie direkt in den Himmel schauen konnte. Sie liebte die erdig-frische Luft, die der Regen mit sich brachte, und wie er selbst über die geschäftigsten Straßen Londons eine Decke der Ruhe legte. Am meisten jedoch liebte Amanda den Regen, wenn sie ihm aus der warmen Geborgenheit ihrer eigenen vier Wände zusehen und zuhören konnte.

Ihr Zuhause lag im ersten Obergeschoss eines gepflegten viktorianischen Backsteinhauses in Hampstead, in dem noch zwei weitere Parteien wohnten. Die weiß eingefassten Erkerfenster waren von zierlichen Säulen gerahmt; und die kunstvollen Stuckelemente, die sich über dem Eingang und den Fenstern entlangzogen, wirkten wie eine stille Erinnerung an längst vergangene Zeiten. In ihrem Wohnzimmer, das nach Vanille und Zimt duftete, stand ein Ohrensessel mit floralem Bezug direkt neben dem offenen Kamin. Dort saß Amanda eingekuschelt in eine Woldecke, während dicke Regentropfen gegen die Fensterscheibe trommelten. Gerne kochte sie sich an solchen Tagen eine große Kanne Schwarztee, von dem sie jede Tasse mit einem ordentlichen Schuss frischer

Milch verfeinerte. Das leise Zischen des Wassers beim Aufgießen, der feine Klang des Teelöffels am Porzellan – es war ein Ritual, das sie zur Ruhe brachte. Dann hatte sie ein Buch auf dem Schoß und war stundenlang in die Seiten vertieft.

Vielleicht drängt sich nun die Vorstellung auf, dass sie während dieser gemütlichen Abende und ruhigen Sonntage in Romanen schmökerte. Dass sie womöglich ein Werk von Jane Austen las oder eine andere Geschichte über die Liebe und den englischen Landadel. Ganz abwegig ist dieser Gedanke nicht: In der bescheidenen Ordnung ihres Lebens lag etwas Zeitloses, als wäre sie selbst von einem Autor längst vergangener Tage erdacht worden.

Ihre Garderobe bestand aus maßgeschneiderten Röcken, Blusen und Blazern, die sie stets akribisch gebügelt aufbewahrte, und sorgfältig gefalteten Kaschmirschals in gedeckten Tönen. Ihre Vitrine beherbergte eine erlesene Sammlung geerbten Wedgwood-Porzellans, das sie nie benutzte, aber regelmäßig abstaubte. Alles in ihrem Haushalt – und in ihrem Leben – oblag festen Regeln, von der Anordnung der Teedosen in der Küche bis hin zu ihrem Tagesablauf.

Und dennoch: Amandas Lesegeschmack war alles andere als romantisch oder nostalgisch. Seit Jahrzehnten hatte keine fiktive Geschichte mehr den Weg in das erste Obergeschoss der Sharlick Road 44 gefunden. Stattdessen fokussierte Amanda sich, so hätte sie es selbst wohl formuliert, auf Bücher mit Mehrwert: Memoiren berühmter Politikerinnen, Essays über bedeutende philosophische Strömungen, Werke über die Geschichte Großbritanniens und der übrigen Welt und Abhandlungen über neue wissenschaftliche Erkenntnisse und technologische

Entdeckungen. Bücher, die den meisten Menschen ein herzhaftes Gähnen entlocken würden, zogen Amanda in ihren Bann und ließen sie die Welt da draußen, die für ihren Geschmack allzu chaotisch und laut war, für ein paar genussvolle Stunden vergessen.

Um für genügend Nachschub in Sachen Lesestoff zu sorgen, besuchte sie jeden Freitagnachmittag nach der Arbeit die Bibliothek. Egal, ob im Winter ein eisiger Schneesturm durch die Gassen pfiß oder ob die Sommersonne die asphaltierten Straßen der Stadt vor Hitze flimmern ließ, egal, was in dieser Woche im Büro passiert war, ob Gutes oder Schlechtes: Zuverlässig um vier Uhr am Nachmittag betrat Amanda die hohen Hallen der »Lady Ophelia Harringdale Library«. Daran war nicht zu rütteln. Und so war es auch an jenem Freitag vor wenigen Monaten ...



Der Morgen war wie jeder andere abgelaufen: Amanda hatte die Augen um 5:55 Uhr geöffnet und den Wecker ausgeschaltet, genau fünf Minuten, bevor das Schrillen ertönte. Sie hatte die Bettdecke zur Seite geschlagen, war ohne zu zögern aufgestanden, hatte sich gestreckt, den Vorhang geöffnet und daraufhin auch das Fenster. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne war noch nicht zu sehen, doch am Horizont schimmerte bereits ein blasses Licht; es würde ein warmer Tag werden. Sie drehte sich um, griff nach den Kissen und der Decke und legte alles auf die hölzerne Truhe vor dem Bett. Sie straffte das Laken an allen vier Ecken und schob die überstehenden Ränder unter die Matratze. Die Kissen wurden ausgeschüttelt, gerade hingestellt

und aneinander ausgerichtet. Dann legte Amanda die Decke wieder auf und zupfte sie zurecht, sodass die Ränder bündig mit der Bettkante abschlossen. Ohne innezuhalten, verließ sie das Schlafzimmer und ging in die Küche, um das Wasser für den Tee zum Kochen zu bringen.

Den Kessel hatte sie schon am Vorabend bis zur Hälfte befüllt, und auch die Sandwiches, die sie mittags auf der Arbeit zu sich nehmen würde, lagen wie immer vorbereitet im Kühlschrank. Abwechselnd gab es Truthahnschnitten mit Salatblatt und Gurke oder Käsebröte mit Tomate und Schnittlauch. Daneben lag in der Lunchbox ein geschnittener Apfel. Anderes Obst mochte Amanda nicht. Bananen liefen an und eine Mandarine zu schälen und sich mit dem Saft zu besudeln oder Beeren zu essen und die kleinen Samen später aus ihren Zahnzwischenräumen pulen zu müssen, kam ihr ungesittet vor.

Sie ging ins Bad, benutzte Zahnseide und putzte sich die Zähne genau drei Minuten lang. Ihre Kleidung lag fein säuberlich gefaltet auf dem Badewannenrand. Auch diese legte sie sich am Vorabend zurecht, um am Morgen keine Zeit zu vergeuden. Nach dem Anziehen kämmte sie sich das Haar und steckte es zu einem festen Dutt zusammen. Pünktlich mit dem Zischen des Kessels war sie fertig, goss sich einen Schwarztee auf und setzte sich mit einem Buch an den kleinen Küchentisch. Zwei Tassen Tee und sieben Seiten am Morgen, das vertrieb Kummer und Sorgen.

Sie wusch die Tasse aus. Ein kurzer Blick auf die Uhr bestätigte, dass sie im Zeitplan war. Sie nahm ihre Tasche und ein Jäckchen, schloss die Tür ab, überprüfte, ob die Tür auch wirklich abgeschlossen war, drehte den Schlüssel ein weiteres Mal im

Schloss und prüfte die Tür erneut. Dann fuhr sie zur Arbeit und verrichtete ihre dortigen Aufgaben in einer ebenso zielgerichteten und effizienten Weise, zumindest soweit es die Irrationalität mancher ihrer Mitarbeitenden zuließ.

Ihre berufliche Laufbahn bei »His Majesty's Revenue and Customs«, der britischen Zoll- und Steuerbehörde, hatte Amanda eine gewisse Stellung eingebracht. Leider war diese gepaart mit der mühsamen Bürde bürokratischer Kämpfe, ständiger Personalquerelen und unterschwelliger Spannungen zwischen Kollegen. Die vergangene Woche war besonders nervenaufreibend gewesen. Eine neue Verordnung war in Kraft getreten, die Umstrukturierung einzelner Abteilungen hatte die Belegschaft in helle Aufregung versetzt. Alle benahmen sich wie ein aufgeschreckter Hühnerhaufen vor einem nahenden Sommergewitter. Amanda hatte den Sturm äußerlich ungerührt über sich hinwegziehen lassen, doch nun merkte sie, wie sehr der Druck an ihr genagt hatte. Umso willkommener war der Feierabend, und noch kostbarer: das Wochenende.

Als an diesem Freitagnachmittag die »Lady Ophelia Harringdale Library« in Amandas Blickfeld rückte, wurde ihr Schritt langsamer. Die Anspannung, die sich in ihrem Nacken festgesetzt hatte, begann sich zu lösen, und sie blieb einen Moment auf dem gegenüberliegenden Gehsteig stehen, um die Szenerie in sich aufzusaugen. Das Gebäude erhob sich in eleganter Zurückhaltung zwischen den gläsernen Fassaden moderner Zweckbauten. Es war ein Relikt aus viktorianischer Zeit mit honigfarbenem Sandstein und schenkte ihr jedes Mal eine wohltuende Vertrautheit. Auf der Straße vor ihr rauschte der Verkehr vorbei, ein Taxi

hupte, jemand fluchte lautstark. Und doch war dieser Ort ein Moment schönster Entrücktheit inmitten des Chaos.

Dann überquerte sie die Straße und drückte mit dem Ellenbogen gegen die gläserne Drehtür. Der kurze Weg hindurch fühlte sich für Amanda jedes Mal fast ein bisschen magisch an – obwohl sie natürlich nicht an Magie glaubte. Auf der einen Seite waren der Lärm der Autos und der Geruch von Abgasen, Müll und Schmutz, Eltern, die mit ihren Kindern stritten, und Touristen, die beim Überqueren der Straße zuverlässig in die falsche Richtung schauten und des Öffneren um Haaresbreite dem Zusammenstoß mit einem Doppeldeckerbus entgingen. Dann kam der gläserne Durchgang, der sich wie eine Zwischenstation anfühlte, der Moment zwischen Sein und Werden. Und dann, auf der anderen Seite, schließlich ihr Zufluchtsort.

Der Bibliothekssaal öffnete sich vor ihr wie eine Kathedrale: Hoch und würdevoll spannte sich das Gewölbe auf, mit einem Deckenfenster, welches das Sonnenlicht in goldenen Strahlen hinab auf die Galerie warf. Die Galerie selbst verlief über drei Seiten, getragen von gusseisernen Säulen, deren Verzierungen wie erstarrte Ranken wirkten. Ihre Geländer, kunstvoll geschmiedet, zogen sich in eleganten Bögen dahin, beinahe, als würden sie tanzen. Die Wände waren fast vollständig von Regalen bedeckt und im oberen Stockwerk schienen sie gar mit den dunklen Holzbalken zu verschmelzen. Unten herrschte offene Weite. Dort standen nur wenige Vitrinen und dazwischen einzelne Bänke und Stühle. Runde Lampen an der Decke verströmten ein bernsteinfarbenes Licht und verliehen dem Raum eine fast andächtige Atmosphäre. Es duftete nach

Papier, Leinen und abgegriffenem Leder und lediglich das leise Rascheln von umgeschlagenen Buchseiten und hin und wieder das Schaben eines Stuhls auf dem altherwürdigen Marmor durchbrachen die Stille.

Dies war nicht nur eine Aufbewahrungsstätte für Bücher. Es war ein Ort, an dem sich die Zeit dehnte, an dem Gegenwart und Vergangenheit verschmolzen. Wer hier eintrat, verließ für einen Moment die Welt draußen. Und das war es, was Amanda am meisten mochte.

Sie atmete tief ein und ein Lächeln stahl sich auf ihr ansonsten so streng dreinschauendes Gesicht. Sie zog die Schultern nach hinten und durchquerte den prächtigen Saal. Ihre Absätze verursachten klackernde Geräusche, und zwei andere Besucher schauten sie skeptisch über die Gläser ihrer Brillen hinweg an, doch Amanda störte sich nicht daran. Die Bibliothek war ihr zweites Zuhause und sie ihre wohl treueste Seele – da würde sie sich von ein paar Gelegenheitsbesuchern kein schlechtes Gewissen machen lassen.

Ungerührt ließ sie die Abteilungen »Krimi und Thriller«, »Science-Fiction und Fantasy« sowie »Drama und Poesie« hinter sich. Es folgten unzählige Regalreihen für belletristische Werke, sortiert von A bis Z, und Reiseliteratur, sortiert nach Kontinenten. Doch nichts davon ließ Amanda auch nur einmal mit der Wimper zucken. Schließlich erreichte sie die Sachbuchabteilung und ging systematisch vor. Sie wusste genau, wonach sie suchte, und zog drei Bücher aus den Regalen: eines über Rentenstrategien und langfristige Finanzplanung, eines über die Grundlagen künstlicher Intelligenz und eines

über die Geschichte antiker Zivilisationen mit einem besonderen Fokus auf Mesopotamien. Die Bücher machten allesamt den Eindruck, als seien sie nagelneu. Vermutlich hatte sie noch niemand anderes je ausgeliehen.

Mit diesen Bänden unter dem Arm ging Amanda zielgerichtet zur Ausleihtheke. Sie bestand aus dunklem Eichenholz und war massiv und schlicht gearbeitet. Die Oberfläche war durch jahrzehntelangen Gebrauch glatt und an einigen Stellen leicht abgegriffen. Das kleine Namensschild mit der Gravur »Henrietta Hodgins« glänzte ordentlich in seinem Halter, als wäre es ein fester Bestandteil des Mobiliars. Doch wo war Mrs Hodgins? Anstelle der stets aufrechten und akribisch organisierten Bibliothekarin thronte hinter dem schweren Holz ein rothaariger Teenager mit einem Superhelden-T-Shirt. Er sah aus, als hätte man ihn gerade eben aus einem Skatepark entführt und hierher verpflanzt.

Amanda, die schon ihre gewohnten Worte auf den Lippen hatte, geriet ins Stocken. Wer war dieser Junge? Und wo war Mrs Hodgins, die Bibliothekarin, die sie bereits seit ihrer Kindheit kannte und die zu diesem Ort gehörte wie die gläserne Decke und die üppig gefüllten Bücherregale?

Als Amanda an den Tresen herantrat, bemerkte sie, dass der Junge etwas auf seinem Handy spielte. Er saß halb versunken auf dem antiken Stuhl, die Ellenbogen auf der Ablage abgestützt, den Blick starr auf das Display gerichtet, auf dem gerade irgendetwas Buntes blinkte. Wie konnte er es wagen, an einem Ort wie diesem Handyspiele zu spielen? Und das während der Arbeitszeit? Hatten die jungen Leute überhaupt keinen Anstand mehr? Kein Arbeitsethos?

Brüskiert räusperte sie sich.

»Oh, hi!« Erschrocken legte der Junge sein Handy zur Seite und lächelte Amanda an. Sein Gesicht war übersät mit Sommersprossen und unter den unordentlichen Haaren blitzten auffallend grüne Augen hervor. »Was kann ich für Sie tun?«

»Wo ist Mrs Hodgins?«, fragte Amanda und tippte mit dem Zeigefinger auf das Namensschild, um ihre Frage zu unterstreichen.

»Mrs Hodgins ist nicht mehr da. Sie ist weggezogen und Mrs Miller hat die Leitung übernommen«, erklärte der Junge und griff mit langen Fingern nach dem Namensschild. »Ich schätze, das hier sollte ich lieber wegstellen ...«

Amanda meinte, sich verhöhnt zu haben. Sie reckte ihren Kopf in alle Richtungen, in der Hoffnung, die Bibliothekarin irgendwo zu erblicken.

»Aber Mrs Miller ist kaum da«, fuhr der Junge ungerührt fort, nachdem er das Namensschild in einem Schubfach hatte verschwinden lassen. »Möchten Sie die ausleihen?« Er zeigte auf die Bücher in Amandas Armen, aber sie schaute ihn bloß überfordert an.

Sie fühlte sich, als hätte er ihr allen Wind aus den Segeln genommen. Gerade noch war sie voller Euphorie gewesen; immerhin war eine weitere Arbeitswoche geschafft und es lag ein ruhiges Wochenende voller Bücher vor ihr. Doch von diesem Bengel zu erfahren, dass die Bibliothekarin ihres Vertrauens angeblich nicht mehr vor Ort und zuständig war, verdarb ihre Stimmung. Ja, es verunsicherte sie regelrecht.

Ein hilfloses Grinsen stahl sich auf das Gesicht des Jungen. Er wirkte befangen und wenig souverän. Andererseits: Welcher

Teenager war da schon anders? Entweder sie verhielten sich unreif und völlig unvorbereitet auf das echte Leben, oder sie waren überheblich und frech. Kinder und Jugendliche waren wirklich unausstehlich.

»Nun, das ist bedauerlich«, brachte Amanda schließlich hervor.

»Ähm, ja, schon, denke ich ...«, nuschelte der Junge. Ein Blick auf sein schief angebrachtes Namensschild verriet, dass er Henry hieß.

»Wie auch immer«, murmelte Amanda und fügte lauter hinzu: »Diese hier sollen es werden.« Sie legte die Bücher auf den Tresen.

»Wissen Sie, Sie können auch den Selfservice-Schalter benutzen«, setzte Henry an. »Manche bevorzugen das, weil ...«

Amanda sog tief die Luft ein. In Kombination mit einem strengen Blick machte sie diesem Henry klar, dass sie ganz sicher nicht auf eine Maschine zurückgreifen würde, um ihre Bücher auszuliehen. Sie hatte den Ausleihvorgang *schon immer* am Tresen mit echten Menschen vorgenommen – nämlich mit Mrs Hodgins – und so würde es auch bleiben. Wo kämen wir denn hin, wenn plötzlich alles anders würde und nichts so bliebe, wie es war? Noch dazu sollte dieser Henry froh darüber sein, dass sie ihm eine Aufgabe gab. Ansonsten kämen bald weitere Maschinen und Roboter hinzu, die die Bücher einsortieren und Empfehlungen aussprechen und all die restlichen Tätigkeiten übernehmen würden, denen bisher die Mitarbeitenden in der Bibliothek nachgingen. Und was würde dann mit ihm passieren?

Henry schluckte den Rest seines Satzes herunter, zog den Stapel zu sich heran, scannte die Bücher und runzelte die Stirn. »Wow, das sind ja ... wirklich spannende Titel!«

Amanda ignorierte die Ironie, die sie in seinem Ton zu verstehen meinte, und streckte ihm schweigend ihren Bibliotheksausweis hin. Sie wartete, bis er etwas im Computer eingetragen hatte, und nahm anschließend die Bücher entgegen. Wenn solche Halbstarken die Zukunft dieses Ortes sein würden, dann gute Nacht.

Mit einem knappen Nicken wandte Amanda sich zum Gehen. Der Blick auf ihre Armbanduhr verriet ihr, dass sie trotz des unerfreulichen Intermezzos gut in der Zeit lag und ihre freitagsabendliche Routine wie gewohnt – und hoffentlich ohne weitere Verzögerungen – würde vollziehen können.

Sie marschierte auf den gläsernen Ausgang zu, als hinter ihr plötzlich eilige Schritte ertönten.

KAPITEL 2



HENRY BROWN unterdrückte ein Gähnen und ließ seinen Blick durch den beinahe leeren Lesesaal schweifen. Er saß jetzt seit siebenundsechzig Minuten hinter der Ausleihtheke, und bisher war genau ein einziger Mensch an seinem Tresen aufgetaucht: ein älterer Herr mit grauen Haaren, einem ziemlich beeindruckenden, aber auch ziemlich ungepflegten Bart und einem Hörvermögen, das so gut funktionierte wie das WLAN in seiner Schule. Der Mann erkundigte sich nach einem Buch, von dem Henry noch nie gehört hatte. Anscheinend handelte es sich um ein sehr seltenes Werk. Henry tippte Autor und Titel in die Bibliotheksdatenbank, in der Hoffnung, das Werk vielleicht bestellen zu können, aber Fehlanzeige: »nicht lieferbar«. Der Mann konnte oder wollte das nicht verstehen. Ob es an seinem schlechten Gehör lag oder er es aus Prinzip nicht begreifen wollte, war Henry nicht ganz klar. Also bemühte sich Henry, ruhig zu bleiben, auch wenn er mittlerweile zum vierten Mal erklärte, dass das Buch nicht in das Sortiment aufgenommen werden könne – mit einer Geduld, auf die er insgeheim recht stolz war. Irgendwann schnaubte der alte Mann, murmelte irgendetwas Unverständliches in seinen graugelben Bart und wackelte unverrichteter Dinge davon.

Abgesehen davon war seit Henrys Arbeitsbeginn nichts Spannendes passiert. Er fragte sich, warum ausgerechnet dieser Laden Fördergelder bekam, während viele Geschäfte, die wirklich was zu bieten hatten und nicht nach alten Socken rochen, allein klarkommen mussten. So erging es zum Beispiel dem Comic-Store, in dem Henry gerne nach den neuesten »Marvel«-Ausgaben stöberte. Er war immer gut besucht. Als er den Eigentümer gefragt hatte, ob dieser eine Aushilfe suche, hatte der dennoch geantwortet, dass das Geschäft sich gerade so über Wasser halte und er sich keine Angestellten leisten könne. Die Mieten in London, so der Ladenbesitzer, seien einfach zu hoch, die Margen bei Comics und Mangas zu klein, und viele kämen nur zum Stöbern, wenige zum Kaufen. Und so saß Henry nun in dieser überdimensionierten Gruft für verstaubte Schinken und bekam einen respektablen Lohn fürs Däumchendrehen.

Andererseits konnte er für diese Chance mehr als dankbar sein. Er hatte den Aushang mit dem Jobangebot in der »Lady Ophelia Harringdale Library« in der Schule entdeckt, als er sich ohnehin nach Möglichkeiten umsehen wollte, um sein Taschengeld aufzubessern. Dass die Ausschreibung ausgerechnet den Weg ins Foyer seiner Schule gefunden hatte, war ohnehin erstaunlich, denn die Bibliothek befand sich in einer ganz anderen Ecke der Stadt. Außerdem gab es Jobangebote für Schüler üblicherweise nur bei irgendwelchen Fast-Food-Ketten, die billige Küchenhilfen suchten.

Kurzerhand war er nach dem Unterricht in den Bus gesprungen und zu dieser Bibliothek gefahren, von der er zuvor noch nie etwas gehört hatte. Dort hatte er sich einer kauzigen alten

Bibliothekarin vorgestellt, die von seinen Antworten eher mäßig begeistert gewirkt hatte. Er hatte fest mit einer Absage gerechnet, doch dann hatte Mrs Hodgins ihn angerufen und ihm das Angebot unterbreitet, nach dem Unterricht zwei Nachmittage pro Woche auszuhalten und in den Ferien sogar in Vollzeit. Da hatte er nicht lange überlegen müssen!

Neben der Tatsache, dass er endlich sein eigenes Geld verdiente, hatte er so auch eine gute Ausrede, um weniger zu Hause sein zu müssen. Das war ihm mindestens genauso wichtig, denn dort war es momentan unerträglich, ja, sogar schlimmer als je zuvor ...

Doch in diesen Gedankentunnel wollte Henry gerade wirklich nicht abrutschen. Also zog er sein Smartphone aus der Tasche und öffnete »Roblox«. Gerade stand »Dragons against Vampires« bei ihm hoch im Kurs. Er nahm sein Handy quer, navigierte seinen Player mit dem linken Daumen und die Blickrichtung mit dem rechten. Gerade musste er mit seinem Drachen eine Bucht verlassen, in der es von Bossen nur so wimmelte. Doch ständig donnerte er gegen ein Kliff oder wurde von einem Monstervampir angegriffen und musste erneut starten.

»Verdammt«, murmelte er, »so eine Kacke!« Er setzte etwas höher an, nahm die Kurve schneller – und geschafft! Doch da wartete schon das nächste Hindernis. Wie sollte er nur ...

Ein Räuspern ließ ihn aufschrecken.

»Oh, hi!«, rief Henry und legte hastig sein Handy beiseite.
»Was kann ich für Sie tun?«

Der Blick der Frau ließ sein Herz in die Hose rutschen. Strenger Dutt, schmale Lippen, die fest aufeinandergepresst waren. Sie sah aus, als würde sie ihn jeden Moment verpfeifen. Henry

wünschte sich augenblicklich, er hätte sein Handy da gelassen, wo es hingehörte: tief in der Tasche.

»Wo ist Mrs Hodgins?«, fragte die Frau streng und zeigte auf das Namensschild vor ihm auf dem Tresen. Henry schluckte. Dann erklärte er ihr, dass die Bibliothekarin umgezogen sei und Mrs Miller die Leitung übernommen habe. Er nahm das Schild mit einem etwas zu schnellen Griff, zog eine der Schubladen auf und ließ es darin verschwinden – als könne er damit auch gleich das Thema aus der Welt schaffen.

Die angsteinflößende alte Frau klammerte sich derweil an drei dicken Büchern fest, als würde sie darin den letzten Funken Zivilisation bewahren. Henry deutete auf den Stapel. »Möchten Sie die ausleihen?«

Sie antwortete nicht sofort, sondern musterte ihn so missbilligend, dass es ihm ganz heiß wurde. Dann sagte sie knapp: »Das ist bedauerlich.«

Henry fand das überhaupt nicht bedauerlich. Mrs Hodgins war zwar nicht unfreundlich gewesen, aber schon irgendwie strange – mit diesem Blick, der einem das Gefühl gab, dass sie alles über einen wusste.

Als die Frau schließlich nickte und die Bücher auf den Tresen legte, setzte Henry zu einer freundlichen Erklärung an: »Wissen Sie, Sie können auch den Selfservice-Schalter benutzen. Manche bevorzugen das, weil ...«

Ihr scharfes Einatmen unterbrach ihn. Henry verstummte und begann, die Bücher zu scannen.

Er las die Titel: irgendwas über Altersvorsorge, künstliche Intelligenz und alte Zivilisationen. Okay, KI war ja noch ganz cool,

aber der Rest klang wie Schlafmittel in gedruckter Form. Doch es ging Henry schließlich nichts an, was andere Leute gerne lasen. Obwohl er sich schon fragte, ob man bei solchen Büchern überhaupt jemals das Ende erreichte, ohne zwischendurch mit dem Kopf auf den Tisch zu knallen.

Er nahm den Bibliotheksausweis der Frau entgegen und prüfte ihren Status. Amanda Eleonore Atkins war laut System schon seit über vierzig Jahren Mitglied in der Bibliothek und hatte noch keinen roten Eintrag. Kein einziger Mahnvermerk. Kein verlorenes Buch. Nicht mal eine vergessene Verlängerung. Irgendwie beeindruckend.

Er übergab ihr die Bücher, und ehe er sich für ihren Besuch bedanken und sie verabschieden konnte, hatte sie sich bereits auf dem Absatz umgedreht und lief zum Ausgang.

Komische Tante, dachte Henry, während er mit dem Mauszeiger über dem kleinen Kreuzchen schwebte, mit dem man die digitale Akte schloss. Doch er zögerte. Atkins ... Amanda Eleonore ... Der Name löste etwas in ihm aus. Ein leichtes Pieksen im Hinterkopf. War der nicht auf dieser seltsamen Liste gewesen?

Er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. Klar! Die Liste mit den »exklusiven Mitgliedern«. Mrs Hodgins hatte sie ihm am dritten oder vierten Tag der Einarbeitung gezeigt und mehrfach betont, wie außerordentlich wichtig sie war. Und dieser Name, Amanda Eleonore Atkins, war ihm damals sofort aufgefallen. Vielleicht, weil er so altmodisch klang. Oder weil Mrs Hodgins beim Vorlesen der Namen an genau dieser Stelle eine kaum merkbare Pause gemacht hatte.

Er riss die untere Schublade des Schreibtisches auf, zog den Ordner hervor – einen dicken grauen Klotz mit einem handgeschriebenen Etikett auf dem Rücken – und blätterte hektisch durch die Seiten. Seine Finger flogen über die Liste. Es wäre einfacher gewesen, wenn sie alphabetisch sortiert gewesen wäre oder zumindest irgendeine Form von Ordnung aufgewiesen hätte. Aber nichts da.

Doch dann ... Da war er! Atkins, Amanda Eleonore. Und daneben: kein Haken. Verdammt!

Henry sah zur Tür. Dann warf er den Ordner zurück in die Schublade, sprang auf, schob den Stuhl zur Seite und rannte quer durch die Bibliothek, um Amanda Atkins einzuholen, bevor sie das Gebäude verließ.



»Entschuldigen Sie!«, rief Henry, gerade laut genug, dass Amanda Eleonore Atkins ihn hoffentlich hören, aber nicht der halbe Lesesaal sich umdrehen würde. Mit klopfendem Herzen schloss er zu ihr auf, noch bevor sie durch die Drehtür verschwinden konnte. »Ich muss Ihnen noch etwas sagen.«

Sie hielt inne, wandte sich langsam um und musterte ihn, als wäre er ein unaufgeräumter Aktenschrank. Ihre linke Augenbraue hob sich in gefährliche Höhen. »Mir?«

»Ja, Mrs Atkins«, sagte Henry und nickte eifrig.

»Ich bin nicht Mrs Atkins«, erwiderte sie kühl. »Ms Atkins, bitte.«

Henry schluckte. Na super. Wieder voll ins Fettnäpfchen getreten. Aber woher sollte er das auch wissen? Sie sah doch

irgendwie ... also ... verheiratet aus. Oder zumindest so, als gehöre sie zu der Generation, in der einfach alle irgendwann verheiratet waren.

»Äh ... Verzeihung. Ms Atkins«, verbesserte er sich schnell. »Ich wollte nur sagen ... also ... Mrs Hodgins bat mich, Ihnen etwas zu zeigen. Einen speziellen Leseraum.«

Ms Atkins blinzelte. »Einen *speziellen* Leseraum?«

»Ja. Also ... Sie hat das richtig betont. Ich sollte auf keinen Fall vergessen, Ihnen den zu zeigen.«

Ms Atkins verschränkte die Arme vor der Brust und verengte die Augen, als wollte sie Henrys Worte auf Echtheit prüfen.

»Und was soll an diesem Raum so speziell sein?«, fragte sie schließlich. »Ich kenne diese Bibliothek in- und auswendig. Ich habe in den letzten über vierzig Jahren jeden Umbau miterlebt, sogar die missratene Modernisierung der Zeitschriftenabteilung, bei der man meinte, Neonlicht sei eine gute Idee.«

Henry öffnete den Mund, schloss ihn wieder, öffnete ihn erneut. Was sollte er jetzt sagen? Die Wahrheit? So was wie: Sorry, ich hab keine Ahnung, was es mit diesem komischen Raum auf sich hat, aber Ihr Name stand auf einer geheimnisvollen Liste, von der ich Ihnen eigentlich nichts erzählen darf. Ja, nee. Super Plan.

»Es ist ... schwer zu erklären«, sagte er stattdessen. »Aber Mrs Hodgins hat es so klingen lassen, als wäre es wichtig. Also wirklich richtig, richtig wichtig! Für bestimmte, ganz ausgewählte Leute.«

»Für ›ganz ausgewählte Leute‹«, wiederholte Ms Atkins langsam und mit so viel Skepsis in der Stimme, dass Henry kurz davor war, das Ganze einfach abzublasen. Dann blickte sie genervt

auf ihre Armbanduhr und presste ihre Lippen so fest zusammen, dass sie weiß wurden.

»Nun gut«, sagte sie schließlich, und Henry atmete hörbar aus. »Ich bin mir nicht sicher, was Sie da für ein Spiel spielen, junger Mann. Aber wenn Mrs Hodgins das wirklich so formuliert hat ... dann sehen wir uns diesen ominösen Raum eben an. Und ich hoffe für Sie, dass es sich nicht um eine Abstellkammer mit einem umgedrehten Stuhl handelt.«

»Ganz sicher nicht! Kommen Sie, es geht dort hinten entlang.«

Mit großen Schritten schlurfte Henry voraus und war erleichtert, dass Amanda Eleonore Atkins ihm folgte. Während er an den von protzigen Säulen gesäumten Gängen vorbeiging, fragte er sich zum wiederholten Mal, was es mit diesem komischen Leseraum wohl auf sich hatte. Er erinnerte sich daran, wie Mrs Hodgins ihm den Raum gezeigt hatte. Er verbarg sich hinter einer unscheinbaren Holztür zwischen den Regalen in der Kinderbuchabteilung, doch der schlichte Eingang täuschte gewaltig.

Hinter sich vernahm Henry ein Schnauben. »Sind wir denn gleich mal da?«, fragte Ms Atkins ruppig. »Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Oh ja. Hiiiiier ...« Henry bog in die Kinderbuchabteilung ein. Stofftiere saßen auf Fensterbänken, die bunten Teppiche wirkten leicht ausgebleicht von Jahren kindlicher Entdeckungsreisen. An der Wand hing eine Zeichnung von einem feuerspeienden Drachen mit Brille. Sie war neu oder Henry bislang entgangen. Er deutete auf die schmale Tür, die sich zwischen Büchern über fliegende Elefanten und sprechende Autos befand. »... sind wir auch schon!«

Ms Atkins legte die Stirn in Falten, blickte nach links und nach rechts. »Was soll das werden?«

»Dort ist der Leseraum«, sagte Henry kleinlaut. Vielleicht war sie schwerhörig, wie der Opa vorhin? Wobei, so alt war sie eigentlich noch nicht ... »Sie können reingehen.«

»Das ist doch kein Zugang zu einem Leseraum«, sagte Ms Atkins bestimmt. »Dahinter verbirgt sich wohl eher eine Rumpelkammer oder ein Personalraum. Wo ist Mrs Hodgins? Ich will jetzt wirklich mit ihr sprechen!«

Henry begann zu schwitzen. Röte schoss ihm in die Wangen.

»Doch, ich versichere es Ihnen! Das ist ein Leseraum. Sehen Sie nur.« Mit diesen Worten drückte er die Klinke nach unten und stieß die Tür sacht auf.

KAPITEL 3



ROBERT JOY lächelte. Was für ein herrlicher Traum das doch wieder gewesen war!

Gut gelaunt ging er zu dem purpurroten Polstersessel, machte es sich darin bequem und atmete tief aus. Sein Blick wanderte zu dem Buch, das aufgeschlagen auf dem gläsernen Tischchen neben ihm lag, doch er nahm es nicht auf. Stattdessen dachte er weiter über seinen Traum nach.

Darin war er wieder ein Junge gewesen, acht, vielleicht neun Jahre alt. Er war auf den Straßen seiner Kindheit unterwegs gewesen, vermutlich auf dem Heimweg von der Schule. So ganz genau konnte man das in einem Traum nie sagen: Auf einmal wurde man in eine Szene hineingeworfen und musste sich damit arrangieren. Jedenfalls war er mit einem kleinen Rucksack durch enge Kopfsteinpflastergassen gerannt, vorbei an Hinterhöfen, in denen Hühner gackerten, und den belebten Marktständen in der Petticoat Lane. Zwischen den Häusern waren Wäscheleinen gespannt, Männer mit hochgekrempelten Ärmeln trugen schwere Säcke und Frauen mit Kopftüchern erledigten ihre Einkäufe. Ein paar streunende Katzen suchten in den überquellenden Mülltonnen nach Futter und wurden fündig. Überall war es laut

und trubelig gewesen, man hörte das Knattern alter Busse, das Klappern von Rollwagen, Kindergelächter, lautstarke Streitereien und das Rufen von Straßenhändlern mit den unterschiedlichsten Akzenten.

Als er zu Hause angekommen war, flitzte er durch den schmalen Eingangsbereich in die zweite Etage. Die alten Holzdielen knarrten. Es roch nach Kohle, feuchtem Putz und gebratenen Kochbananen. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Kochbananen gab es selten; seine Mutter musste sie von einem ganz bestimmten Händler kaufen und selbst der hatte sie nur unregelmäßig im Angebot. In der schmalen Küche, die seine Eltern sich mit zwei anderen Familien teilten, saßen seine beiden Schwestern auf der Eckbank und hörten Radio. Sie hießen Carla und Maria und waren acht und sieben Jahre älter als er. Seine Mutter wurde nicht müde zu betonen, dass er eine Überraschung gewesen war. Das gefiel Robert, immerhin waren Überraschungen etwas Schönes. Genauso wie Kochbananen zum Mittagessen. Dazu gab es Reis und rote Bohnen. Es schmeckte wie ein Stück Heimat für Robert, auch wenn er als einziges Familienmitglied in London geboren worden war.

»Jetzt stopf doch nicht so«, ermahnte ihn Carla, die ältere der beiden Schwestern. Immer hatte sie zu allem eine Meinung, aber Robert liebte sie trotzdem ungemein. Sie machte gerade eine Ausbildung zur Krankenschwester. Das war die Grundlage, um später ihren Traumberuf als Hebamme ausüben zu können. Und Maria übernahm einfach denselben Wunsch. Auf keinen Fall wollten sie als Nanny arbeiten, wie ihre Mutter es getan hatte.

MANCHE BÜCHER LIEST DU NICHT.
MANCHE BÜCHER LESEN DICH.

Als gewissenhafte Finanzbeamtin lebt Amanda Eleonore Atkins ein Leben, das von Regeln und Routinen bestimmt wird – ein Bollwerk gegen das Chaos, das einst über sie hereinbrach. Doch eines Tages führt sie der junge Aushilfsbibliothekar Henry Brown in einen verborgenen Leseraum der öffentlichen Bibliothek.

An diesem geheimen Ort entdeckt Amanda weitaus mehr als nur Bücher. Hier trifft sie auf den mysteriösen Robert Joy und die kratzbürstige Xiao Mei Smith. Gemeinsam stolpern sie von einer magischen Geschichte in die nächste und stellen sich dabei ihren größten Ängsten und Sehnsüchten – bis sie schließlich begreifen, dass die Bibliothek nicht nur die gesammelten Werke der Menschheitsgeschichte in sich birgt, sondern auch die Hoffnungen und Träume all jener, die sie betreten.



In dieser Bibliothek finden nicht nur Bücher ein
Zuhause, sondern auch verlorene Seelen.

vani
Genau mein Kapitel.